Betrogene Betrüger.

Roman von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung)

32. Kapitel.

Campagna felice nennt der Italiener die Landschaft Neapel, und wahrlich, es würde schwer sein, eine treffendere Bezeichnung für sie zu finden. Alle Herrlichkeiten der Schöpfung scheinen über dieses paradiesische Stückchen Erde ausgestreut zu sein. In der Nähe Sorrentos und am Ufer des Meeres hin erhebt sich eine stattliche Anzahl von Villen und Schlössern, in denen glückliche Sterbliche die Herrlichkeiten der Erde in vollen Zügen genießen. Das schönste dieser vornehmen, schimmernden Gebäude ist ohne Zweifel das Lustschloß Miraflore, halbwegs zwischen Sorrento und Amalfi gelegen, und mit seinen schlanken, schneeweißen Thürmchen, die im Glanze des lachenden Sonnenscheins freundlich aus dem dunklen Grün der Lorbeern, Orangen und Pinien emporsteigen, weithin die Landschaft beherrschend. Die Besitzerin von Miraflore ist die Fürstin Beatrice Teluggi-Tomacello, eine Aristokratin, deren Namen jedem Italiener als derjenige eines der ältesten Geschlechter bekannt und geläufig ist, und in der Landschaft Neapel weiß jeder Bauer und Fischer von den ungeheuren Reichthümern zu erzählen, welche der alte Fürst Tomacello, der ebenso wie seine Gemahlin schon vor einer Reihe von Jahren verstarb, seiner verwittweten Tochter hinterlassen hat. Trotz ihrer sechsundvierzig Jahre kann die Fürstin Beatrice noch immer für eine stattliche und sogar für eine schöne Erscheinung gelten. Seit vielen Jahren wohnt die Fürstin, obwohl sie in Neapel selbst ein prächtiges Schloß besitzt, mit ihrer Tochter Margherita Sommer und Winter auf Miraflore, und der Bischof Klemens, ihr in Rom lebender Bruder, ist fast der einzige Besucher, welchen sie empfängt. — Schon zu Lebzeiten ihres Gatten hatte sie sich mit dem lieblich heranblühenden Kinde in die herrliche Einsamkeit von Miraflore zurückgezogen, und alle Versuche des Fürsten, sie zu einer Theilnahme an den lustigen gesellschaftlichen Treiben in Rom und Neapel zu bewegen, waren vergeblich geblieben. Er hatte seine Bemühungen endlich aufgegeben und sein Leben ohne sie zu genießen gewußt, bis ihn die Folgen früh begonnener Ausschweifungen auf ein Krankenlager warfen, von dem er sich nicht wieder erhob. Fürstin Beatrice hatte ihn während seiner Leidenstage treulich gepflegt. Er bat sie wegen seiner zahllosen kleinen Sünden um Verzeihung und sie beugte sich über ihn, um einen Kuß auf seine Lippen zu drücken. Mit einer Entfaltung von ungeheurem Pomp war er in Neapel beigesetzt worden, und die Thüren von Miraflore hatten sich noch fester als zuvor für die Außenwelt geschlossen.

Noch eifriger als bisher widmete die Fürstin sich jetzt der Erziehung ihres Töchterchens Margherita, von dessen Schönheit man des Preisens gar kein Ende finden konnte. Sie erhielt die ausgezeichnetsten Lehrer, und die Fürstin theilte sich mit ihrem Bruder, dem Bischof, in die Aufgabe, die Ausbildung ihres Geistes und Gemüths mit derselben gewissenhaften Sorgfalt durchzuführen, wie diejenige ihres Körpers. Bis zu ihrem achtzehnten Jahre war die Prinzessin Margherita ausschließlich auf den Umgang mit ihren Erziehern und ihren beiden nahen Blutsverwandten angewiesen, und wenn es nach den Wünschen ihrer Mutter gegangen wäre, so wäre die Mauer des Parks von Miraflore vielleicht auch fernerhin die Grenze ihrer kleinen Welt geblieben. Aber der Bischof selbst war es, welcher diesen mütterlichen Wünschen auf das Nachdrücklichste entgegentrat.

„Mir scheint, Schwester, daß Du in denselben Erziehungsfehler verfallen willst, den unsere gottseligen Eltern Dir gegenüber begingen,“ sagte er. „Auch sie glaubten Dich gegen die Gefahren und Verlockungen der sündigen Welt genugsam zu schirmen, indem sie Dich in strenger Obhut und Aufsicht hielten, und doch mußten sie nur zu bald erfahren, wie unzureichend dem Dämon der Verführung gegenüber selbst die aufmerksamste Fürsorge ist. Darum laß uns auf ein besseres Mittel sinnen, das Kind zu bewahren, und laß uns nicht zögern, das Rechte zu thun, auch wenn es Deinem Herzen für eine kurze Zeit ein schweres Opfer auferlegen sollte.“

Die Fürstin beugte demüthig das Haupt, denn sie kannte die Willensfestigkeit ihres Bruders und sie wußte, daß Alles geschehen würde, was er einmal beschlossen habe. Um nichts Geringeres handelte es sich, als daß sie sich für eine lange Zeit — auf Monate oder vielleicht sogar auf Jahre — von ihrer Tochter trennen und dieselbe der Obhut fremder Leute anvertrauen sollte. Der Bischof wünschte Margherita für einige Zeit in einer vornehmen römischen Familie unterzubringen, in welcher sie sich an zwei gleichalterige Töchter anschließen und die harmlosen Freuden eines harmlosen geselligen Verkehrs kennen lernen konnte. Auch hegte Herr Bandello, das Oberhaupt dieser Familie, die Absicht, binnen Kurzem mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern eine lange Reise nach Frankreich und Deutschland zu unternehmen und Bischof Klemens war der Meinung, daß eine Theilnahme an dieser Reise unter der Aufsicht und Obhut der Familie Bandello den eigentlichen Schlußstein in Margherita's Erziehung bilden konnten. So geschah es. Margherita hatte bei ihrer Mutter mit den Töchtern des Grafen Bandello oft Besuche in Schloß Miraflore gemacht und jedesmal war sie strahlender, glücklicher und schöner gewesen. Es schien fast, als sei sie in den wenigen Wochen ihres Aufenthaltes noch gewachsen, und jungfräulich reifer geworden, so wunderbar blühte sie auf in der veränderten Lebenslust. Daß die Veränderung, welche mit Margherita vorging, nicht eine äußerliche sei, daß auch in ihrem ganzen Wesen etwas eigenthümlich wechselvolles, bald scheu zurückhaltendes, bald übersprudelnd glückseliges liege, das sie vorher noch nicht an ihr gekannt, wollte der Fürstin freilich zuweilen auffallen; aber sie setzte auch das auf Rechnung des noch ungewohnten Verkehrs in der großen Welt und machte sich wenig Sorge darüber.

Dann war auch der schwere Tag der Trennung gekommen und vorüber gegangen. Margherita hatte mit der Familie Bandello die große, auf nicht weniger als zwei Jahre berechnete Reise nach Frankreich und Deutschland angetreten und Paris war dazu ersehen, die erstere größere Station des interessanteren Weges zu bilden. Allwöchentlich kam ein langer Brief von Margherita, und es war weder an der Ausführlichkeit ihrer Berichte noch an der Zärtlichkeit des Tones, in welchem sie schrieb, auch nur das Geringste auszusetzen gewesen. Trotzdem aber war die Fürstin nicht von ihnen befriedigt worden. Sie hatte sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß etwas Gezwungenes und Fremdes in diesen Briefen sei, daß Margherita ihr etwas verschweige, das ihre eigenen Gedanken fortwährend beschäftigte.

In Paris hatte die Familie Bandello nahezu ein Jahr gelebt, dann hatte sich der Graf mit seinen Angehörigen einige Monate am Rhein aufgehalten, um von dort aus verschiedene deutsche Hauptstädte zu besuchen, in denen sie bald kürzeren bald längeren Aufenthalt nahmen. Endlich, nach zwei vollen Jahren, welche den jungen Damen wohl wie im Fluge vergangen sein mochten, die aber der einsamen Frau in Schloß Miraflore wie eine Ewigkeit erschienen, trafen die Anzeigen ein, daß man sich zur Heimkehr rüste.

Von diesem Augenblicke an gewannen Margherita's Briefe an die Mutter ein gänzlich verändertes Ansehen. Sie waren voll der ausgelassensten Fröhlichkeit und nicht einziges Wort des Bedauerns wurde all' den glänzenden und rauschenden Festlichkeiten gewidmet, die gerade jetzt, in den Wintermonaten in der deutschen Hauptstadt beinahe Tag um Tag aufeinander folgten.

Auch in Schloß Miraflore herrschte auf die Nachricht von der bevorstehenden Heimkehr der Prinzessin ein freudiges Leben. Ihre seit so vielen Monaten verwaist gewesenen Zimmer wurden zur Aufnahme der jungen Herrin hergerichtet, und die Fürstin ließ es sich nicht nehmen, selbst nach Rom zu fahren, um allerlei kleine Kostbarkeiten und Kunstwerke auszusuchen, mit denen diese Gemächer zur fröhlichen Ueberraschung der Ankommenden ausgeschmückt werden sollten.

Alles was Beatrice während dieser zwei Jahre über den vermeintlichen Mangel an Vertrauen bei ihrem Kinde, an Mißstimmung und Trübniß empfunden haben mochte, Alles war bis auf die letzte Spur weggeweht und vergessen, als sie die schöne, stolze, jugendfrische Erscheinung mit überströmendem Wonnegefühl in ihre Arme schließen konnte.

Doch auch diesmal sollte ein leichter Schatten in die hellen Sonnenstrahlen ihrer Freude fallen. Margherita äußerte zwar das aufrichtige Entzücken über die Umwandlung, welche ihre Zimmer erfahren hatten und über alle die herrlichen Dinge, mit welchen die Liebe ihrer Mutter dieselben ausgeschmückt; aber es mischte sich doch eine gewisse unverkennbare Verlegenheit in ihre Dankesäußerungen, und plötzlich warf sie sich der Fürstin um den Hals, um ihr mit schmeichelnden Worten zu gestehen, daß sie ihren Freundinnen, den Töchtern des Grafen Bandello, das Versprechen gegeben habe, noch ein weiteres halbes Jahr — oder vielmehr den Rest dieses Winters bei ihnen in Rom zu bleiben, daß sie dann ganz gewiß ihr liebes, gutes Mütterchen auch nicht für einen einzigen Tag mehr verlassen würde.

Fürstin Beatrice war von dieser Mittheilung so betroffen, daß sie im ersten Augenblick kein Wort zu erwidern wußte. Auf einen derartigen Wunsch ihrer Tochter war sie allerdings nicht gefaßt gewesen und eine schmerzlichere Kränkung als diese hätte ihr kaum zu Theil werden können. Es erschien ihr wie eine gütige Fügung des Himmels, als gerade heute der Bischof Klemens erschien und ihr durch einen ihrer Diener sagen ließ, daß er sie in einer äußerst wichtigen Angelegenheit auf der Stelle sprechen müsse.

Sie beeilte sich, in den Salon hinabzugehen, in welchem der geistliche Herr sie erwartete. Er ging mit starken Schritten und sichtlich in großer Erregung auf und nieder, und als Beatrice gleich nach der ersten Begrüßung anfangen wollte, von ihrer Tochter zu sprechen, wehrte er mit einer kurzen energischen Handbewegung ab und forderte sie auf, sich zu setzen.

„Die Mittheilung, welche ich Dir zu machen habe, Schwester,“ sagte er sichtlich mit Anstrengung nach den rechten Worten suchend, „kann unter gewissen Verhältnissen von einer Bedeutung sein, die sich in diesem Augenblick noch gar nicht absehen läßt. Aber noch handelt es sich dabei um nichts als Vermuthungen und Ansprüche, deren Berechtigung bislang durch nichts erwiesen ist, und die wir sorgfältig prüfen müssen, ehe wir uns dem Glauben der Wahrhaftigkeit hingeben, was man uns da erzählt. Darum warne ich Dich im Voraus mit vollem Nachdruck, keine trügerische Hoffnung in Dein Herz einziehen zu lassen und Dir Ruhe und Fassung durch die Ungeheuerlichkeit der Mittheilung nicht rauben zu lassen. Willst Du mir das versprechen, Beatrice?“

„Um Gotteswillen, Klemens,“ bat die geängstigte Frau, „erkläre Dich deutlicher: Was ist es, das Du mir zu sagen hast? Betrifft es mein Kind?“

„Ja! Wenn auch nicht dasjenige, an welches Du wahrscheinlich bei Deiner Frage gedacht hast.“

„Heilige Jungfrau! Doch nicht — das andere — doch nicht — meinen Ernesto?“

Der Bischof nickte und ehe er es hatte verhindern können, war die Fürstin vor ihm auf die Kniee gesunken und hob beide Hände zu ihm empor.

„Klemens!“ flehte sie mit hochgerötheten Wangen und mit wogender Brust. „Wenn Du barmherzig bist, so rede ohne Zögern! — Was ist es mit Ernesto? — Er lebt? O, all' ihr Heiligen, er lebt?“

Der Prälat runzelte die Stirn und hob die Knieende empor.

„Wenn Du Dich trotz Deiner Jahre nicht besser zu beherrschen weißt, Schwester“, sagte er mit strengem Ernst, „so wird kein Wort über meine Lippen kommen. Sagte ich Dir nicht, daß es sich nur um leere Vermuthungen handelt, und daß wir vielleicht nur das Opfer eines Betrügers werden sollen? Wie willst Du die Enttäuschung ertragen, wenn Dich die bloße Andeutung einer entfernten Möglichkeit schon in einen solchen Zustand zu versetzen vermag.“

Die Fürstin wußte wohl, daß es dem strengen Manne Ernst mit seiner Drohung sei und sie bot ihre Kraft auf, die Leidenschaft, welche in ihrem Innern wühlte und welche ihr die Brust zu zersprengen drohte, zurückzudrängen.

„Sprich!“ sagte sie, hoch aufgerichtet vor ihm stehen bleibend und die zuckenden Lippen fest aufeinander pressend, während ihre Augen mit glühendem Eifer an jeder Bewegung seines Mundes hingen. Die Vergangenheit stieg vor ihr auf: Sie sah, wie sie, vom Fluch ihres Vaters verfolgt, dem Drange ihres Herzens weichend, mit ihrem Musiklehrer das Elternhaus heimlich verlassen, wie sie kurze Zeit in Armuth, aber vom Glück der Liebe beseligt mit ihrem Gatten gelebt, bis ihr ein Sohn, der in der Taufe den Namen Ernesto erhielt, geschenkt ward. Bald darauf starb ihr Gemahl und ihre Familie hatte mit Gewalt und List ihr Kind genommen und in Paris erziehen lassen. Dort sei es gestorben, hieß es. Aber ihr Mutterherz glaubte es nicht. In den freudlosen Jahren ihrer zweiten Ehe hatte sie immer an der Hoffnung festgehalten, ihren Sohn wieder zu sehen. Und jetzt sollte ihr Sehnen sich erfüllen!? Der Bischof zog nun einen Brief hervor und sagte, denselben mechanisch zwischen seinen Fingern drehend:

„Es sind wenige Monate vergangen, seitdem ein Mensch bei mir erschien, der allem Anschein nach aus Frankreich oder doch aus einem französisch sprechenden Lande kam, und der sich erbot, mir Enthüllungen über den Verbleib Deines erstgeborenen Sohnes Ernesto zu machen. Er behauptete, derselbe sei nicht gestorben, sondern auf den Antrieb eines gewissen Jerome Duplessis, der, wenn ich nicht irre, Dein Kammerdiener war, aus Paris entfernt und ihm selbst zur weiteren Erziehung übergeben worden. Der Todtenschein soll demnach eine Fälschung und die ganze Erzählung von seiner Krankheit und von seinem Tode nichts als ein Märchen gewesen sein.“

Die Fürstin war außer Stande, noch länger an sich zu halten, und — beide Hände auf die Brust drückend, fiel sie mit bebender Stimme ein:

„Ich habe es geahnt — o mein Gott — ich habe es geahnt! Und eine Stimme in meinem Herzen sagt mir, daß es die volle Wahrheit ist! — Aber warum kam er nicht zurück? — Wo ist er? — Wann werde ich ihn sehen?“

„Nun, so höre denn weiter! Jener Mensch, der sich selbst dazu bekannte, auf Duplessis' Antrieb den Todtenschein gefälscht zu haben, wahrscheinlich weil Dein Kammerdiener beabsichtigte, auf Grund des Betruges später einmal große Summen von Dir zu erpressen, gestand mir weiter, daß er den Knaben bald nachher einem Mann in Deutschland übergeben und daß er dann im Verlauf der ganzen zwanzig Jahre nichts mehr von ihm gehört habe. Er wollte mir den Namen und Wohnort des deutschen Mannes nicht nennen, und verlangte nur die Zusicherung einer großen Belohnung, wenn es ihm gelänge, Deinen Sohn ausfindig zu machen und vollgiltigen Beweis dafür zu erbringen, daß wir es wirklich mit dem angeblich Verstorbenen zu thun hätten. Diese Belohnung glaubte ich ihm zusichern zu dürfen, da ich überzeugt war, daß es nicht gelingen würde, mich zu hintergehen, und so reiste der Mensch nach Deutschland ab. Ich hörte nichts mehr von ihm. Nun aber empfing ich gestern einen aus Siena datirten Brief, der mich zwingt, der Angelegenheit näher zu treten und auch Dir davon Mittheilung zu machen. Hier ist er — ich ersuche Dich, ihn selbst zu lesen.“

Mit bebender Hand empfing die Fürstin das Papier und es verging eine geraume Weile, ehe sie im Stande war, den in etwas unbeholfenem Italienisch geschriebenen Inhalt zu entziffern.

Das bedeutsame Schreiben enthielt die einfache Mittheilung an den Bischof, daß der, welchen man gesucht habe, gefunden sei, daß zwar der Mann, welcher am ehesten berufen gewesen wäre, alle Zweifel über die Echtheit seiner Person zu beseitigen, nicht mehr unter den Lebenden weile, daß aber der Schreiber des Briefes im Stande sei, sich durch vollständige Dokumente und eine Anzahl von Briefen des ehemaligen Kammerdieners Jerome Duplessis als der rechtmäßige Sohn der Fürstin Tomacello zu legitimiren. Er unterschrieb sich denn auch mit stolzen und festen Buchstaben: „Ernesto, Prinzipe di Tomacello“ und ersuchte den Bischof, ihm Ort und Stunde für eine Zusammenkunft zu bestimmen, da er die Frau Fürstin, seine Mutter, nicht durch ein unerwartetes Erscheinen in gar zu gewaltige Aufregung versetzen wollte.

Beatrice stieß einen Jubelruf aus, als sie den Brief zu Ende gelesen und drückte in strömender Seligkeit das Blatt an ihre Lippen.

„Er ist es! Er ist es! Er ist es!“ rief sie einmal über das andere. „Die Stimme meines Herzens sagt mir, daß er es ist und sie hat mich noch niemals betrogen! — O, laß uns eilen, Klemens, zu ihm zu fahren! Wenn ich den Schmerz ertragen konnte, ihn zu verlieren, wird mich auch die Freude, ihn wieder gefunden zu haben, nicht zu Boden werfen! — Noch in dieser Stunde müssen wir nach Siena; denn nicht das Glück, aber Qualen der Ungewißheit und Ermattung würden mich tödten, wenn ich hier bleiben müßte!“

„Und dennoch wirst Du Dich dazu entschließen müssen,“ sagte der Bischof mit großer Bestimmtheit. „Frauen — und namentlich, wenn sie Deine Natur haben — sind nicht dazu gemacht, in solchen Dingen ruhig und mit scharfem Blick zu prüfen! Dir gegenüber würde ein Betrüger leichtes Spiel haben! Hier können wir nicht nach Gefühls-Impulsen handeln, sondern der nüchterne Verstand allein darf für unsere Entschlüsse bestimmend sein. Ich selbst werde nach Siena reisen und aus meinem Munde wirst Du erfahren, ob jener ein Charlatan oder ob er wirklich Dein Sohn ist.“

Gegen eine Willensäußerung, welche er einmal mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen hatte, gab es keinen Widerspruch mehr, — das wußte die Fürstin sehr wohl, und darum unterwarf sie sich auch diesmal ohne eine weitere Einwendung seiner Entscheidung.

Sie stand am Fenster, als unten auf dem längs des Strandes dahinfahrenden Fahrwege die Equipage des Bischofs davonrollte, und so feurig auch die Rosse ausgriffen, — sie bewegten sich für die vergehende Ungeduld der Fürstin viel zu langsam von der Stelle und sie hätten Flügel haben müssen, wenn sie mit ihrer vorauseilenden Sehnsucht gleichen Schritt halten sollten.

33. Kapitel.

Von dem Augenblick an, wo sie in Curhaven die „Alice“ des Kapitän Patterson verließen, hatten Bruno und Schiele kein anderes Ziel im Auge gehabt, als das, auf dem kürzesten Wege nach Italien zu gelangen. Die Aufgabe war namentlich für den Letzteren eine keineswegs leichte gewesen. Es war ein Steckbrief hinter ihm erlassen worden, der ihn natürlich auf seiner Flucht nicht wenig gefährdete. Am vortheilhaftesten wäre es jedenfalls gewesen, wenn sich die beiden Freunde getrennt und ein Zusammentreffen an einem sichern Orte außerhab Deutschlands vereinbart hätten; aber von einem solchen Arrangement wollte Bruno trotz der Gefahren, denen er in Schiele's Gesellschaft ausgesetzt war, durchaus nichts wissen. Daß er selbst nicht verfolgt wurde, war er bald inne geworden, denn er erfuhr aus den Zeitungen, daß der Generallieutenant Graf Holzhausen plötzlich verstorben sei und daß die junge Komtesse die Hauptstadt verlassen habe, um einen längeren Erholungsaufenthalt in einem milderen Klima zu nehmen. Was aus dem Professor geworden war, hatte er nicht erfahren. Bei dieser Sachlage schloß es immerhin eine gewisse Aufopferung in sich, den Reisegefährten eines steckbrieflich Verfolgten zu machen. Wohl waren sie einige Male nahe genug daran gewesen, den Behörden in die Hände zu fallen, aber jederzeit hatte Schiele noch zur rechten Zeit die geeigneten Mittel zum Entwischen gefunden und obwohl man fast bis zur Grenze auf seiner Spur geblieben war, hatten sie dieselbe doch glücklich überschritten und sie durften damit jede unmittelbare Gefahr als beseitigt betrachten. Auf diesem langen Wege hatte Schiele Zeit genug gehabt, Bruno in alle Einzelheiten seiner Aufgabe einzuweihen. Nachdem sie sich durch vorsichtige Erkundigungen informirt hatten, daß in den Verhältnissen inzwischen keine Veränderung eingetreten sei und daß die Fürstin Beatrice Tomacello noch immer auf ihrem Schlosse Miraflore bei Sorrento lebe, während Bischof Klemens seinen Aufenthalt in Rom genommen habe, hatten sie sich in dem Städtchen Siena, also dem Wohnsitz der Fürstin möglichst nahe, niedergelassen, und von dort aus hatte Bruno auf Schiele's Anweisung jenen Brief an den Bischof geschrieben, der für die Fürstin eine Quelle so großer Angst und so namenloser Aufregung geworden war. Sie hatten eine Aufforderung erwartet, sich unvorzüglich nach Schloß Miraflore zu begeben und sie waren nicht sehr angenehm überrascht, als ihnen ein Telegramm des Bischofs Klemens dessen persönliches Erscheinen in Siena ankündigte. Statt seiner erschien aber um die angegebene Zeit in der einfachen Osteria, in welcher sie abgestiegen waren, ein Pater, der sie im Auftrage seines Priors ersuchte, unvorzüglich in das nahe gelegene Franziskanerkloster zu kommen, wo man sie unbedingt zu sprechen verlange.

In der Begleitung des Franziskaner-Mönchs betraten sie das ehrwürdige Klostergebäude. Bruno konnte sich einer leichten Beklommenheit nicht erwehren, während freilich sein Genosse in einer langen Schule der Verstellung und des Verbrechens gelernt hatte, sich gegen jegliche Einwirkung äußerlicher Dinge auf sein Gemüth zu verwahren. Der Pater geleitete sie in ein hohes, ebenerdiges Gemach und forderte sie auf, hier zu warten, während er selbst sich entfernte. Sie mußten fast eine halbe Stunde lang harren, ehe sie draußen auf dem Gange den langsam näherkommenden Schritt eines Mannes vernahmen. Die Thür wurde von demselben Mönch geöffnet, welcher sie hierher geführt hatte, aber hinter ihm erschien auf der Schwelle die hohe gebietende Gestalt des Bischofs Klemens selbst. Sein klares falkenscharfes Auge ruhte eine kleine Weile prüfend auf den beiden Fremden, deren bescheidenen Gruß er nur mit einer geringen Bewegung der Hand mit einem kaum merklichen Neigung des Hauptes erwidert hatte.

Der Bischof war es, welcher zuerst das Wort ergriff. Er trat einen kleinen Schritt auf Bruno zu und fragte ihn mit seiner tiefen, volltönenden Stimme, ob er es sei, der da behauptete, die Fürstin Tomacello seine Mutter nennen zu dürfen. Der Angeredete hatte kaum die Fassung, mit einem vernehmlichen „Ja“ zu antworten und statt seiner begann Schiele, welcher von dem Benehmen seines Genossen eine ernstliche Gefährdung ihres ganzen Unternehmens zu befürchten anfing, mit großer Beredtsamkeit auf den Fürsten einzusprechen, aber verstummte schon nach den ersten Sätzen wieder vor dem verweisenden Blick des Prälaten. Zum Glück gewann der junge Mann allmälig die Sicherheit seiner Haltung wenigstens zum Theil zurück, um dem Bischof jenes Märchen zu erzählen, das sie einander oft genug wiederholt hatten. Soweit seine Erinnerungen reichten, sagte er, sei er in den Händen fremder Leute gewesen, die ihm wohl hier und da dunkle Andeutungen gemacht hätten, daß er von hoher Geburt sei und aus einem fremden Lande stamme, von denen er aber niemals eine volle Aufklärung über seine Herkunft erhalten habe. Er habe eine traurige und freudlose Jugend durchlebt, denn er sei von dem Einen zum Andern gestoßen worden und habe sich schon frühzeitig sein Brod selbst erwerben müssen. Besonders schlimme Tage seien über ihn hereingebrochen, als auch sein letzter Wohlthäter vor wenigen Monaten mit dem Tode abging und er würde vielleicht gänzlich zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Herr Roedler, ein edler und uneigennütziger Mann — und dabei deutete er auf Schiele — sich seiner angenommen und ihn vor dem Verderben bewahrt hätte. Durch den Eifer dieses Mannes und durch eine Verkettung seltsam glücklicher Zufälle sei es ihm auch allein möglich geworden, jetzt an dieser Stelle zu stehen. Nun erzählte er eine sehr geschickt erfundene und höchst rührende Geschichte, durch welche wunderbare Fügungen er die Bekanntschaft des in einem Krankenhause auf dem Sterbebette liegenden Belgiers gemacht habe, der seiner Spur gefolgt sei und noch gerade in dem Augenblick, wo er im Begriff gewesen sei, ihn aufzufinden, beinahe zu Grunde gegangen wäre, ohne seine Absicht erreicht zu haben.

Er wußte verschiedene Kennzeichen anzugeben, welche den Bischof nicht in Zweifel lassen konnten, daß wenigstens ein Theil dieser Geschichte unbedingt auf Wahrheit beruhen müsse und auch das Aeußere des Sprechenden schien diese Annahme zu unterstützen, da das Gesicht des Prälaten immer sinnender und nachdenklicher wurde, je länger und aufmerksamer er den jungen Mann betrachtete.

„Dies mag wohl Wahrheit sein,“ sagte er endlich; „aber wer ist mir Bürge dafür, da ich keinen von Euch jemals gesehen habe und die heutige Welt voll Trug und Falschheit ist. Sind doch dem Menschen die höchsten Dinge nicht mehr heilig — wie sollte ich da eine so abenteuerliche Kunde ohne gewichtigere Beweise als Euer Wort auf Treu und Glauben hinnehmen?“

„Auch die gewichtigeren Beweise sind vorhanden, Durchlaucht,“ mischte sich jetzt Schiele, der sich nicht länger mehr zurückzuhalten vermochte, in das Gespräch. „In dem Nachlasse des Mannes, bei welchem sich mein junger Freund, der durchlauchtigste Prinz Tomacello, zuletzt aufgehalten, fanden sich verschiedene Dokumente, die uns zwar damals unverständlich und bedeutungslos erschienen, die aber eine hohe Wichtigkeit gewannen in dem Augenblicke, wo wir uns in dem Besitz der Enthüllungen des verstorbenen Belgiers befanden. Wollen Eminenz die Gnade haben, diese Dokumente selbst einer Durchsicht zu unterziehen?“

Er legte die Brieftasche, welche er schon lange bereit gehalten, auf den Tisch und begann die Papiere und Briefe, welche dieselbe enthielt, auf dem Tische auszubreiten. Da fand sich eine Reihe von Briefen des verstorbenen Kammerdieners der Fürstin.

„Diese Briefe mögen wohl echt sein,“ sagte der Prälat nach aufmerksamer Prüfung, „denn die Verhältnisse, welche in ihnen Erwähnung finden, entsprechen einigermaßen der Wirklichkeit, und es ist mir sogar, als wenn ich eine gewisse Aehnlichkeit der Handschrift entdeckte. Aber was beweisen sie? — Können sie nicht durch einen Zufall in Euere Hände gerathen sein und Euch veranlaßt haben, ein Gaukelspiel in's Werk zu setzen, das meine Schwester und mich bethören soll? — Ich würde mich kaum zu einer Anerkennung entschließen können, wenn Eure Ansprüche nicht auf festeren Füßen ständen.“

„Belieben Eure Eminenz die Prüfung nur fortzusetzen,“ sagte Schiele geschmeidig, während Bruno einige Schritte zurücktrat und durch das Bogenfenster auf den öden, trostlosen Klosterhof hinausstarrte. Bei der Untersuchung der Papiere war er ja überflüssig, und es lag nur vollständig im Charakter seiner Rolle, wenn er sich den Anschein gab, als ob ihm diese Unterhandlungen außerordentlich peinlich seien. Es waren in der That ganz unwiderstehliche Beweise, die da in einer Reihe von unscheinbaren Blättern zu Tage kamen. Ein gar gewichtiges Schriftstück war ein Todtenschein, ausgestellt vor mehr als zwanzig Jahren von dem Doktor Dumont in Paris über das Ableben des vierjährigen Anatole Bisson, der an der Bräune gestorben sei — ein Attest, das von der Polizeibehörde mit ihrem Siegel beglaubigt war. Dieser echte Todtenschein war das Modell gewesen, nach welchem der Belgier damals das gefälschte Attest über Ernesto's Tod ausgefertigt hatte. Er hatte das Vorbild bis auf den Namen nachahmen können. Aber die Kette der Beweise war damit noch nicht zu Ende, und immer gewichtiger fügte sich Glied an Glied. Sinnend und mit gesenktem Haupte stand Fürst Klemens an dem Tische — nachdenklich bald das eine, bald das andere der Papiere durch seine schlanken, weißen wohlgepflegten Finger gleiten lassend. Er richtete sich plötzlich in seiner vollen imposanten Größe empor und winkte den am Fenster stehenden jungen Manne, ebenfalls an den Tisch zu treten. Mit durchbohrender Schärfe heftete er seine Blicke auf die beiden Fremden und sagte dann in so langsamem, feierlichen Tone, als stände er vor dem Altar, um ein Hochamt zu zelebriren:

„Nur Gott der Allmächtige, der in seiner Allwissenheit jeglicher Kreatur bis ins innerste Herz zu schauen vermag, kann hier die Wahrheit entscheiden! Ich bin nur ein schwacher, kurzsichtiger Mensch, dessen Augen das Dunkel nicht zu durchdringen vermögen, mit welchem sündige Menschen hier ihr Werk umhüllet haben! — Lasset mich hoffen, daß es die volle Wahrheit gewesen sei, was ich von Euch erfahren! Legt Eure Hände auf dieses Kruzifix und schwört mir bei dem Bilde des Gekreuzigten und so wahr Gott Euch gnädig sein möge in Eurer Sterbestunde, daß Eure Erzählung so wahrhaftig gewesen, wie alle diese Dokumente lauter und echt sind. — In welchem Bekenntniß auch immer man Euch erzogen habe — die furchtbare, ungeheure Sünde eines Meineides muß Euch von Kindesbeinen an vor das Gewissen geführt worden sein, und um Eures eigenen Seelenheiles willen gebe ich mich der Zuversicht hin, daß Ihr lieber reuig umkehren und unbehelligt von dannen ziehen werdet, wenn ein Falsch in Euren Worten ist, als daß Ihr den Namen des Allerhöchsten mißbraucht und Euch selbst um Euer zeitlich Glück und um Eure ewige Seligkeit betrügt!“

(Fortsetzung folgt.)

Hämorrhoiden können kurirt werden, Hämorrhoiden werden kurirt werden und Hämorrhoiden sind kurirt worden mit De Witt's Witch Hazel Salbe. Ein ausgezeichnetes Mittel gegen alle Hautkrankheiten. A. W. Buchheit.

Weltausstellungsreisende werden es so haben.

Das Publikum verlangt Durchreise. Es ist altväterisch „Wagen zu wechseln.“ Auf den Durch- „Solid-Vestibule“-Zügen der Chicago, Union & Northwestern Linie von oder zu Chicago, Omaha und den zwischenliegenden Stationen giebt es kein Umsteigen. Dies ist die feinste und schnellste Beförderung zwischen den genannten Punkten.

Burlington reduzirte Raten.

Für die folgenden Ereignisse wird die Burlington Rundreise-Billete für eine Fahrt und ein Drittel nach dem Certifikats-Plan verkaufen:

Convention Y. P. S. C. E., Hastings, vom 31. März bis 2. April. Billet-Verkauf vom 20. März bis 2. April.

Trans-Mississippi-Commercial Congreß, Ogden, Utah, 24. April. Billet-Verkauf vom 21. bis 24. April.

Zweijährliche Versammlung, Großloge A. O. U. W., Lincoln, Neb., vom 9. bis 12. Mai. Billet-Verkauf vom 5. bis 12. Mai.

Versammlung der Nebraska Medizinischen Gesellschaft, Nebraska City, Neb., vom 16. bis 18. Mai. Billet-Verkauf vom 13. bis 18. Mai.

Kauft Eure

Groceries billig!

„White Hoop“ Häringe, per Fäßchen, 90c.; Essig, alle Sorten, 20c. die Gallone; Jelly 80c. der Eimer. Irgendwelche Sorte Packet-Kaffee, 2 für 45c.; Java und Mocha, 3 Pfd. für $1. Den allerbesten Syrup, 50c.

John Hermann,

306 W. 3. Str.